

„Die Straße“

„Geschichte und Gegenwart eines Handelsweges“

Herausgegeben von Willi Stubenvoll,
Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten Hessen,

Umschau Verlag, Frankfurt am Main 1990

ISBN 3-524-69098-X

(S. 429 bis S. 444)

Sabine Heidecke

Alle Welt reist

Vom Reisen auf der Straße

Vorbemerkung

Auf welche Arten pflegte man in der Vergangenheit zu reisen und welche Eindrücke haben uns Reisende auf der Route Frankfurt-Leipzig überliefert?

Zu diesen Fragen werden historische und soziale Hintergründe untersucht, die erklären, warum das Reisen zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert einen enormen Aufschwung nahm. Daneben sollen Autoren von Reiseberichten zu Wort kommen, deren Reisen unterschiedliche Erwartungen zugrunde lagen.

In der Kultur- und Sozialgeschichte des Reisens haben sich im Laufe der Jahrhunderte bestimmte Formen von Reisen entwickelt, die man als Reisetypen bezeichnen kann. Diese in ihrer Zeit typischen Reiseformen sind im gesamten deutschen bzw. europäischen Raum zu finden. Viele der folgenden Zitate stammen nicht immer von Reisen, die an „unserer Straße“ stattfanden. Die Straße zwischen Frankfurt und Leipzig ist in diesem Zusammenhang als exemplarische Region aus dem Deutschland des 17. bis 18. Jahrhunderts zu betrachten.

Das gängige Beförderungsmittel war damals die Kutsche - wer es sich leisten konnte, fuhr in der eigenen. Die Mehrheit der Bevölkerung nutzte aber die Möglichkeit der öffentlichen Personenbeförderung durch die Postkutschendienste. Doch auch das hatte Nachteile und deshalb wurde ab und zu auch auf ganz ungewöhnliche Art und Weise gereist: zu Fuß nämlich.

Wer reiste? Im 16. und 17. Jahrhundert waren es fast ausschließlich Angehörige des Adels und des geistlichen Stands, die aus rein persönlichen Gründen reisten. Wer sich sonst auf den Weg machte, hatte dafür zwingende Gründe: zu diesen Gruppen zählen Handwerker, Kaufleute und Pilger.

Der wichtigste Reisetyp war damals die „Kavalierstour“ oder „Grand Tour“. Die Reisenden waren junge Männer aus Adel oder Bürgertum, die vor dem Eintritt ins Berufsleben auf einer Auslandsreise Erfahrungen für ihre spätere Berufstätigkeit sammeln wollten.

Warum reiste man? Diese Frage leitet zu einem weiteren verbreiteten Reisetypus des 18. und 19. Jahrhunderts über: der „Bildungsreise“. Sie wurde zu einem Charakteristikum des im 18. Jahrhunderts aufstrebenden Bürgertums. Man fuhr zu den Stätten antiker Hochkulturen, zum Beispiel nach Italien und nach Griechenland. Was es dort an Kunst und Reichtum zu sehen gab, glaubte man im eigenen Land nicht zu finden. Umgekehrt unternahmen aber auch Ausländer Bildungsreisen nach Deutschland (dafür finden sich im Text zwei Beispiele).

Dem Bürgertum waren damit Reiseziel und Lebensformen zugänglich geworden, die der Adel zuvor für sich allein beansprucht hatte. Die Adligen reagierten ihrerseits mit neuen Reiseformen, um sich wieder vom Bürgertum absetzen zu können. Dazu suchte man sich neue Reiseziele, und zwar erstmals im Inland. So entwickelte sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts der Reisetypus „Bäderreisen“. Die adlige Reisegesellschaft fuhr in berühmte Kurorte, wo man unter medizinischer Anleitung von verschiedenen Krankheiten geheilt werden konnte. Doch bei diesen Kuraufenthalten war das Vergnügen ebenso wichtig wie der Heilerfolg.

Ein letzter sogenannter Reisetypus, der in diesem Aufsatz zur Sprache kommt, ist die „Handwerkerreise“, die auch „Gesellenreise“ genannt wird. Der Handwerker gehört zu der Gruppe der berufsbedingten Reisenden, die ihren Heimatort verließen, um sich beruflich zu qualifizieren. Die Gesellenwanderung wurde durch Zunftordnungen geregelt, und sie war Voraussetzung für die Berufsausbildung. Daher konnte sie auch nicht wirklich als Reise empfunden werden, die aus freiem Willen geschah. Entsprechend selten war das Bedürfnis vorhanden, die niedergeschriebenen eigenen Erlebnisse zu veröffentlichen. Wenn aber ein reisender Geselle seine Wanderpflicht nicht nur als einen äußeren Zwang begriff, sondern in ihr die Möglichkeit der persönlichen Horizonterweiterung sah und sein Reisetagebuch einem Verleger anbot, so wurde es dennoch selten angenommen, aufgrund des vermeintlich zu geringen Interesses.

„Zu den Eigentümlichkeiten unserer Zeit gehört das Massenreisen.... Alle Welt reist. So gewiß in alten Tagen eine Wetterunterhaltung war, so gewiß ist jetzt eine Reiseunterhaltung. ‚Wo waren Sie in diesem Sommer‘, heißt es von Oktober bis Weihnachten. ‚Wohin werden Sie sich in diesem Sommer wenden?‘ heißt es von Weihnachten bis Ostern; viele Menschen betrachten elf Monate des Jahres nur als eine Vorbereitung auf den zwölften, nur als die Leiter, die auf die Höhe des Daseins führt.“

Dies notiert Fontane 1877.¹ Daß dies für uns heutige Leser so aktuell klingt, liegt daran, daß es Fontane verwunderte, daß das Reisen bereits in seinen Tagen zu einer Gewohnheit wurde - er hielt dies für eine Kuriosität seiner Zeit. Für uns ist es dagegen fast selbstverständlich geworden, jedes Jahr zu einer größeren Reise aufzubrechen. Daß es zur Zeit Fontanes ‚aller Welt‘ möglich war, zu reisen, hat eine lange Entwicklungsgeschichte. Einige Aspekte davon sollen nun erläutert werden.

Bürgerliches Reisen und „Grand Tour“

Welche Elemente gehörten zum bürgerlichen Reisen und was war eine „Grand Tour“? Die

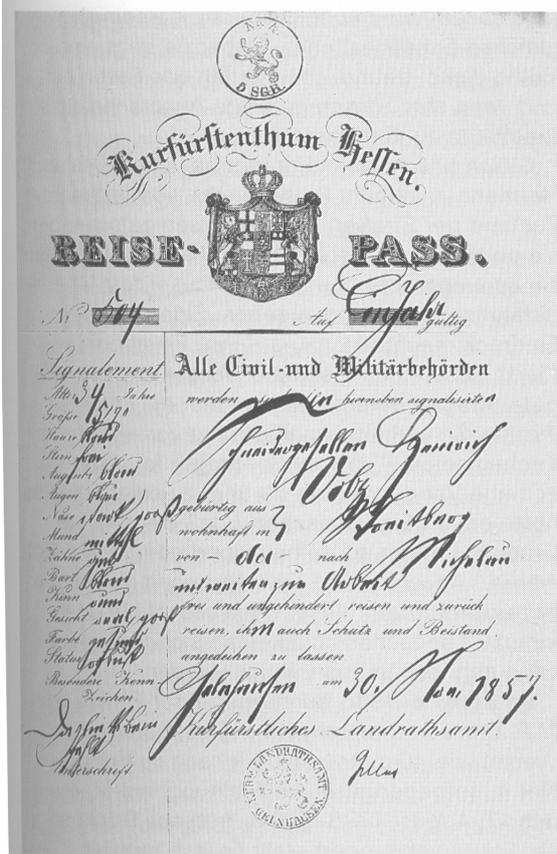
„Grand Tour“ war eine Reiseform, die in der höfisch-feudalen Gesellschaft des Spätmittelalters entstand. Junge Männer wurden von ihren Familien auf eine längere Auslandsreise geschickt, um Erfahrungen zu sammeln für ihren späteren Beruf. Auf solchen Reisen lernte man aber auch gesellschaftliche Umgangsformen kennen und konnte Kontakte knüpfen zu einflußreichen Persönlichkeiten. Bevorzugte Reiseländer waren Italien und Frankreich, da dort hoch entwickeltes kulturelles Leben studiert werden konnte. Vielfach wurden diese Reisen auch „Kavaliersreisen“ genannt; der adlige Zögling sollte möglichst als ein Kavalier zurückkommen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts setzte hier eine allmähliche Veränderung ein: Die Revolution in Frankreich sowie die Napoleonischen Kriege ließen den Adel an andere Dinge denken, als an das Reisen. Gleichzeitig gewannen die bürgerlichen Schichten mehr und mehr an wirtschaftlichem und politischem Einfluß. Indem das Bürgertum die alten Adelsprivilegien in Frage stellte, wurde auch die „Grand Tour“ zu einer Form bürgerlichen Reisens. Anfangs verfuhr man nach adligem Vorbild und schickte junge Männer, die in naher Zukunft einflußreiche Positionen bekleiden sollten, auf eine längere Fahrt. Was sie im Ausland an positiven Dingen erlebten, sollten sie nach ihrer Rückkehr im eigenen Land praktisch umsetzen können. Bald waren es aber nicht mehr nur die jungen Männer, die reisten: Alle Mitglieder der Gesellschaft, die im öffentlichen Leben eine Rolle spielten, konnten nun die Vorteile des Reisens in Anspruch nehmen. Und neben dem Adel waren sie es, die den nötigen finanziellen Hintergrund für solche kostspieligen Unternehmungen hatten. Frauen waren von dieser Form des Reisens weitgehend ausgeschlossen.

Lassen wir uns nun von den Autoren entlang der Route Frankfurt-Leipzig führen und beginnen wir mit Johann Heinrich Hermann, der diesen Straßenabschnitt fast in seiner ganzen Länge kennengelernt hatte. Im Jahre 1790 machte er sich auf, um von Gotha aus über Frankfurt nach Mainz zu fahren. In Frankfurt wollte er bei der Kaiserkrönung Leopolds II. dabei sein.

Hermann war klassischer Philologe aus Leipzig. Bekannt geworden war er durch seine kritischen Arbeiten über Homer, Aristophanes und andere griechische Autoren. Ab 1797 sollte er an der Universität Leipzig lehren. Von seiner Fahrt über Fulda und das Kinzigtal erzählt er sehr lebendig. Jedes Städtchen und jeder Ort wird von ihm ausführlich beschrieben, und aus allen Äußerungen spricht ein lebhaftes politisches und anthropologisches Interesse. Überall sucht er das Gespräch mit den Menschen. In Fulda unterhält er sich mit einem Gastwirt, „einem redseligen Mann, der weit in der Welt herum gekommen ist.“ Man spricht über den Fürstbischof Heinrich von Bibra.²

Der Wirt preist „dessen ungemene und doch durch Vernunft geleitete kindliche Liebe zu seiner in Fulda auf seine Veranstaltung wohnenden Mutter, die Gerechtigkeitsliebe in verschiedenen besonders Polizeifällen, seine Thätigkeit, das frühe Aufstehen, die Ordnung in Geschäften, Mäßigkeit an der Tafel, die sich des Abends auf Brod und ein Glas Wein einschränkt usw. Es ist eine wahre

Reisepaß, ausgestellt in Gelnhausen am 30. Juni 1857
Kat. Nr. K. 2.4



Freude. einen Biedermann so aus vollem Herzen seinen Fürsten loben zu hören!"

Hermann beobachtet locker und unbefangen die Umgebung, macht sich seine Gedanken und hält diese im Reisebericht fest, ob sie nun große oder kleine Bedeutung besitzen. Seine Art, zu erzählen, macht den Reisebericht sehr natürlich und glaubwürdig. Auf seiner Fahrt kommt er in der Nähe von Fulda in einem Waldstück an einem Heiligenbild vorbei, neben dem ein Opferstock steht.

„Jenes soll durch die Mildthätigkeit über tausend Gulden reich sein, wie uns der Postillion versicherte. Es nimmt mich Wunder, da in Fulda die Aufklärung bereits so weit gediehen ist, daß ein von Bibra sein Licht leuchten lassen darf, wenn man das Geld nicht lieber zum Besten des Zucht- und Arbeitshauses ... verwendet hätte."

Hier zeigt sich Hermanns aufgeklärtes und kritisches Denken, sowohl gegenüber den Obrigkeiten als auch gegenüber den Menschen, die ihnen oft kritiklos Achtung und Ehrfurcht entgegenbringen.³

Weiter geht seine Fahrt Richtung Frankfurt: Steinau, Schlüchtern auch Salmünster seien Städtchen von geringer Bedeutung. Hermann vermutet, dies läge an der großen Zahl der Gasthäuser. Da nicht entsprechend viele Reisende unterwegs seien, würde mancher Wirt gleichgültiger und verliere die Lust und Kraft zur Arbeit. „Ein Reisender, der sich in ein solch minder besuchtes Haus verirrt, muß für andre entbehrte Gäste und obendrein die Faulheit oder doch Geschäftslosigkeit des Wirths bezahlen. Es gehört, wie mich dünkt, zu einer guten Policey und Verfassung, dahin zu sorgen, daß an jedem Ort nicht zuviele Wirthshäuser seyn mögen; denn die Einrichtungen im Eldorado, wo Fremde auf Kosten des Staats bewirtheet werden, dürfte bei uns so bald wohl nicht zu Stande kommen."

Warum wird hier so ein strenges Urteil gefällt? Eigentlich ist Hermann doch von diesen Dingen gar nicht persönlich betroffen. Aber an diesem Tag war er scheinbar allgemein mißgestimmt: Die ganze Fahrt über, durch die Städte an der Kinzig, fielen ihm negative Dinge stärker auf als positive. Nun saß er in einem Schlüchterner Gasthaus und das Essen ließ auf sich warten! Daß dies auf seine Stimmung einen Einfluß hat, wird auch ausdrücklich betont:

„... denn ich habe heute von Fuld bis Salmünster schon eine Reise von vier starken Meilen an einem Weg gemacht, und Hunger und Patriotismus sollen, wie Rabener spricht, gemeiniglich gleichen Schritt halten ..." Aber da trägt eine kleine dicke, freundliche Wirthin das Essen auf, und versuchte „durch gefällige Ansprache alles Ernsthafte zu verbannen."

Gleich anschließend drängt es Johann Heinrich Hermann in seinem Reisebericht, vom schlechten Zustand der Straßen in Gelnhausen zu schreiben: sie seien eng und schlecht gepflastert. Außerdem sei es wegen der baufälligen Häuser fast lebensgefährlich, dort durchzugehen. Einen besseren Eindruck machte Hanau auf ihn: Einen großen Markt gäbe es hier, schöne Häuser und breite, gute Straßen. Allerdirigs kam ihm die Stadt für ihre Größe verhältnismäßig ruhig vor - auch die Kirchen seien - obwohl Sonntag - fast leer. Als er seine Verwunderung darüber zu erkennen gibt, hörte er von Einheimischen. „daß die meisten Leute in Bergen, in Wilhelmsbad oder in Frankfurt wären." Anschließend fährt Hermann nach Frankfurt und sieht auf diesem Reiseabschnitt noch einmal „Landschaftsstücke, die sich in Kupferstichen sehr schön ausnehmen würden."

Im Sommer 1836 durchquerte der Engländer M.F. Dickson Deutschland auf ganz ähnliche Weise, wie 40 Jahre zuvor Johann H. Hermann. Nur in entgegengesetzter Richtung: am Morgen des 17. August 1836 reist er früh aus Frankfurt ab. Etwas verwundert stellt er fest, wieviele Menschen schon unterwegs sind, obwohl sie doch noch verschlafen wirken.

„Die deutschen Lebensgewohnheiten beginnen im allgemeinen sehr früh: zwischen vier und sechs steht man auf und vor zwölf Uhr nachts ist man im Bett.“⁴

In Köln, weiß Dickson, würde man sogar noch später schlafen gehen und doch zu denselben Zeiten aufstehen! Dickson unternimmt seine Reise zusammen mit einem Freund, der nicht näher vorgestellt wird - und einem Diener. Jedes Städtchen, jede Landschaft, die durchquert werden, findet er „hübsch“ oder „romantisch“. Mit großer Neugier beobachtet er auch die Menschen, an denen die Kutsche vorbeifährt und - um seinen englischen Lesern ein möglichst genaues Bild geben zu können - beschreibt er sogar die Trachtenmode der Gegend.

Dickson beobachtet und registriert zwar alles mit dem gleichen Interesse, aber bei ihm fällt stärker als bei anderen Reisenden auf, daß er gern auf Distanz bleibt. Dabei ist er von all diesem „Hübschen“, „Romantischen“ in Deutschland so entzückt und beeindruckt, daß er Dinge, die da nicht ins Bild passen, gar nicht sieht. Je länger er fährt und je weiter er kommt, desto mehr freut er sich auf England, seine Heimat - wo doch alles irgendwie besser zu sein scheint! Das soll hier nicht als die Einstellung des „typischen“ Engländers angeführt werden, denn für jeden von uns hat Dicksons Erfahrung wahrscheinlich etwas Bekanntes.

Besonders enthusiastisch äußert sich Dickson über das Dorf Rothenburg, wo er sich weit aus dem Kutschenfenster hinauslehnt.

„Ich dachte, ich hätte noch nie etwas so wunderschön gefunden, so malerisch und so nah dem Ideal vom ländlichen Leben und den ländlichen Gewohnheiten. Es war etwas, von dem man liest und träumt, während Bilder von pastoralen Szenen die Sinne einnehmen. Ich hätte das niemals im täglichen Leben erwartet, weil ich dachte, es sei nur ein Traum.“

Bildungsreisen

Die Reisegewohnheiten des Adels, die sich für Nichtadlige besonders in der „Grand Tour“ mit fast institutionellem Charakter manifestiert hatten, forderten eine spezifisch bürgerliche Reiseform geradezu heraus. Eigene Ansprüche mußten festgelegt werden, und zwar so, daß sie sich eindeutig von adligen Verhaltensweisen unterscheiden sollten. Das wichtigste Argument, warum eine Reise unternommen wurde, war ihr Bildungswert. Die Bildungsreise ist die spezifisch bürgerliche Reiseform und sie sollte in Länder führen, die möglichst fern von der Heimat lagen. Es reizte das Unbekannte, das Exotische. Allerdings hatten die Begriffe wie „Ferne“ und „Exotik“ andere Entsprechungen, als für uns heute. Man darf nicht vergessen, daß es mehrere Wochen dauerte, um allein ein europäisches Land zu durchqueren. Das inhaltliche Interesse der Bildungsreisenden richtete sich vornehmlich auf das Studium der antiken Hochkulturen, bzw. deren Bauwerke und Skulpturen. Italien und Griechenland wurden die beliebtesten Reiseländer, bald spielten aber die europäischen Großstädte allgemein eine Rolle im Reiseprogramm. Äußerlich orientierte sich die bürgerliche „Grand Tour“ immer noch an ihrem adligen Vorbild - man suchte die gleichen Orte auf, wie zuvor die adligen „Kavaliersreisenden“. Die Bildungsreise unterschied sich

darin, daß man sich an den einzelnen Orten nicht so lange aufhalten konnte, da man im Gegensatz zum Adel nicht über die nötigen Mittel verfügte und das Geld eher für Stippvisiten ausreichte, Dessen ungeachtet wurde das Reiseverhalten der Adligen scharf abgelehnt - auf diese Weise versuchte man, eine eigene bürgerliche Identität zu finden.⁵

Wie erlebten Bildungsreisende damals die Natur und Landschaft? Natureindrücke wurden eher als etwas Nebensächliches, Unbedeutendes behandelt, die Natur war immer schon da und stellte keine Neuerung dar. Umso wichtiger erschien dagegen alles, was Menschen geschaffen hatten: Kunst, Architektur, bebaute Städte und kulturelle Veranstaltungen. Hier glaubte man, die menschliche Zivilisation am lebendigsten erleben zu können. Johann Wolfgang Goethe war einer der ersten Bildungsreisenden. Seine Schilderungen wurden oftmals zum Beweggrund für spätere Bildungsreisende.⁶ Er war einer derjenigen, die besonders bewußt reisten. Im Jahre 1765 hatte sich Goethe im Alter von 16 Jahren in Leipzig niedergelassen und begann auf Wunsch des Vaters ein Jurastudium. Leipzig gefiel ihm sehr gut, denn er hatte das Gefühl, sich hier leicht einleben zu können. Vieles erinnerte den jungen Goethe an die Heimatstadt Frankfurt. Bei seiner Ankunft war gerade Messezeit: „... ich sah hier die Fortsetzung eines vaterländisches Zustandes vor mir, bekannte Waren und Verkäufer, nur an anderen Plätzen und in anderer Folge.“ Ein anderer Punkt, der Goethe in Leipzig auffällt, hängt zusammen mit seinem starken Interesse an der Welt der Antike. Statt Jura hätte er auch gern Altertumswissenschaften studiert. Automatisch suchte sein Auge nun nach historischen Bauwerken. Doch die fand er in Leipzig nicht vor.

„Leipzig ruft dem Beschauer keine altertümliche Zeit zurück; es ist eine neue, kurz vergangene, von Handelstätigkeit, Wohlhabenheit, Reichtum zeugende Epoche, die sich uns in diesen Denkmalen ankündet.“

1797, im Alter von 48 Jahren und nach Reisen, die ihn u. a. nach Italien, Frankreich und Prag geführt haben, schildert Goethe eine weitere Erfahrung: er macht sich seine durch das Reisen veränderte psychologische Situation bewußt und spürt, daß er nun die Dinge auf eine neue Art und Weise wahrnimmt. Damit hat sich für ihn der Sinn des Reisens, die Erweiterung des geistigen Horizonts, erfüllt. „Ich möchte mich gewöhnen nicht nur zu reisen, sondern auch auf der Reise zu leben ...“⁷ Als Goethe dies schreibt, befindet er sich auf seiner dritten Reise in die Schweiz und hält sich einige Tage in Frankfurt auf. An den Herzog Carl August von Weimar schreibt er: „Zum erstenmale habe ich die Reise aus Thüringen nach dem Mainstrome durchaus bei Tage, mit Ruhe und Bewußtsein gemacht und das deutliche Bild der Charaktere und Übergänge war mir sehr lebhaft und angenehm.“ Später versucht er, die neue Art des Beobachtens bewußt beizubehalten: „Ich gewöhne mich nun, alles ... aufzuschreiben, ohne die genaueste Beobachtung und das reifste Urteil von mir zu fordern oder an einen künftigen Gebrauch zu denken.“ Nur durch systematisches Festhalten aller Vorkommnisse, so Goethe, könne man hinterher objektiv urteilen! In einem Brief an Schiller schreibt er über Frankfurts kulturelles Leben und stellt fest, daß seinen Einwohnern oftmals die nötige Ruhe oder der Wille zur Beschäftigung mit poetischen Werken fehle. Darin könne aber man keine spezifische Eigenschaft Frankfurts sehen, sondern es sei sozusagen normal für eine große Stadt, in der es immer etwas lebhafter, um nicht zu sagen hektischer, zuginge. Das Publikum sei eher auf Zerstreung, als auf Sammlung aus.

Bei seinem Aufenthalt spürt er die Unterschiede zum Leben in Weimar deutlicher: Frankfurt sei besonders lebendig - weil zur Zeit Menschen unterschiedlicher Nationen und Kulturen hier lebten. Der Reiz einer Großstadt liegt für ihn auch darin, daß man hier weniger auf

den eigenen Horizont beschränkt sei.

„So sieht man auch die französische Revolution und ihre Wirkungen hier viel näher und unmittelbarer ... Bei uns sieht man Paris immer nur in einer Ferne ... wie ein blauer Berg. Hier unterscheidet man schon die einzelnen Teile und Lokalfarben.“⁸ Zu dieser Zeit wird ihm auch klar, er sähe vieles anders, da er durch die lange Abwesenheit von seiner Heimatstadt eine Distanz zu ihr besäße.

„... so ist mir erst recht aufgefallen, daß man eigentlich nur von fremden Ländern, wo man mit niemand in Verhältnis steht, eine leidliche Reisebeschreibung schreiben könnte.“

1830 unternahm der österreichische Theaterdichter Johann Ludwig Franz Deinhardstein eine Reise, die ihn auch durch viele deutsche Städte entlang „der Straße“ führte.

Seinen Reisebericht hat er in Briefform verfaßt, Briefe, die an einen Freund in Wien gerichtet waren. In Leipzig hält sich Deinhardstein nur wenige Tage auf, unternimmt lange Spaziergänge zu den Park- und Grünanlagen, die sich um die Stadt herum befinden, sowie zum Friedhof. Danach besucht er die Unterhaltungsorte für warme Nachmittage - die Cafes und Gartenlokale.

„Ich fand hier viele Spaziergänger, wie auch in dem sogenannten, den gedachten [überdachten. d. Verf.] Anlagen naheliegenden Rosengarten, wo sich die schöne Welt Leipzigs nach Tische versammelt, und in dem dort befindlichen sogenannten Schweizerhäuschen Erfrischungen einzunehmen pflegt“⁹

Anschließend sucht Deinhardstein die Lokale der „sogenannten feinen Welt“ auf; er findet auch eine Gaststätte „mit gemischter Gesellschaft“ und „den Versammlungsort der geringeren Klasse“. Von den Klassenunterschieden, die ihm auffallen, berichtet Deinhardstein immer recht ausführlich, so, als ob sie im Leben einer Stadt wichtig, bzw. unerlässlich wären.

Interessant ist nun: Er beschreibt es, ohne merklich darüber zu reflektieren und ohne persönlich Partei zu ergreifen. Ein gewisses soziales Gefühl, das man aus seinen Äußerungen schließen könnte, scheint aber zu fehlen. Stattdessen betont er, daß mancher Anblick der Armut ihn persönlich störe. In Weimar muß Deinhardstein diesbezüglich etwas besonders „Schlimmes“ erlebt haben. Er hatte sich einige Tage dort aufgehalten, dabei Bekanntschaft gemacht mit den Persönlichkeiten Weimars, durch die die Stadt eine Zeitlang zum kulturellen Zentrum Deutschlands wurde: Goethe, Herder, Schiller, Wieland. In dieser Umgebung fühlte er sich sehr wohl - bis ihn eine Begegnung ernüchert: „... die Arbeiter nämlich, zu welchen Verbrecher genommen werden, die, zur Hälfte gelb, zur Hälfte grau gekleidet, in schweren Ketten die Gassenarbeiten verrichten. Der Anblick ist unerträglich.... Dergleichen in einem so fein gebildeten Staate wie dem weimarischen zu finden, fiel mir doppelt mißfällig auf.“

Immer wieder sucht Deinhardstein den Kontakt zu bekannten Persönlichkeiten des kulturellen Lebens und findet ihn auch meist ohne Schwierigkeiten, da er sich interessiert und aufgeschlossen gibt. In Leipzig lernt er zum Beispiel über einen Freund den bekannten Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus kennen.

Auch bei Deinhardstein finden sich alle erwähnten charakteristischen Merkmale der Bil-

dungsreisen wieder: Während seiner mehrere Monate dauernden Reise behält er eine entsprechende Sichtweise konsequent bei. Innerhalb weniger Tage besucht er Erfurt, Gotha und Eisenach. Deinhardstein sucht in jeder dieser Städte architektonische Besonderheiten und die jeweiligen Vergnügungsorte. Schnell eilt er durch jede Stadt, so als gelte es, einen flüchtigen Gesamteindruck zu bekommen. „An einer freundlichen Gegend vorbei, vorüber an den weimarischen Dörfern, die meist mitten im Felde, von tiefem Grün umgeben, und sich mindestens aus der Ferne sehr gut ausnehmen, führt der Weg nach Erfurt, einer gut ausgebauten Stadt.“ Auf den Thüringer Wald, die Landschaft, in der sich diese Orte befinden, geht er in seinen Briefen kaum ein. Eine Schilderung der Natur scheint ihm weniger eine Erwähnung wert, es sei denn, sie dient ihm als Übergang zur nächsten Stadtbesichtigung, wie zum Beispiel, als er nach Fulda kommt. „Am Morgen kam ich nach Fulda, nachdem ich früher das entzückende Schauspiel der über der herrlichen Gegend aufgehenden Sonne genossen hatte. Fulda ist ziemlich groß und gut gebaut. Die meisten Häuser sind an den Seitenwänden [Seitenwänden ist korrekt zitiert, d. Verf.] mit Marienstatuen verziert, wodurch sie etwas Charakteristisches erhalten.“

In seinen „Aufsätzen und Erzählungen“ schreibt Ludwig Börne über Leipzig, die Stadt lebe hauptsächlich von Handel und Messengeschäft, und diese charakteristischen Merkmale einer Handelsstadt würden einen prägenden Einfluß ausüben.¹⁰ Das öffentliche Leben seien hier die Kurse, die Warenpreise, so wie „der größere oder geringere Transito.“¹¹ Den literarischen Journalisten Börne können Fragen, die den Handel betreffen, ohnehin nicht sehr begeistern; er fühlt sich eher angezogen vom kulturellen Leben einer Stadt: Zum Vergleich von Handel und Poesie meint er, Handel sei „immerwiederkehrende Ordnung“ und die Poesie „reizende Verwirrung, Abwechslung, bunte Unordnung“.

Die Stadt Leipzig sei außerdem vom Protestantismus so stark geprägt, daß für den einzelnen kaum Möglichkeiten blieben, sich individuell zu entfalten. Hier befände man sich im Gebiet, wo Luthers Ideen übertrieben streng und unnachgiebig durchgesetzt würden und dadurch sei man äußerst intolerant geworden gegen jeden, der nicht der Norm entsprechen wolle.

Über seine Geburtsstadt Frankfurt urteilt Börne 1820 ebenso kritisch wie über Leipzig. Und doch klingt persönliches Interesse, manchmal Besorgnis mit. Er findet ähnlich charakteristische Merkmale der Handelsstadt Leipzigs in Frankfurt wieder. In der Stadt am Main dominiere ebenfalls das rationelle und ökonomische Denken gegenüber einem Bedürfnis an Ästhetik. Äußerlich - in der baulichen Struktur der Häuser und Straßen - sei Frankfurt ordentlich, rechtwinklig, zeitweise würden ihn die Fassaden allerdings an Kasernen erinnern.

„Der Sinn für das Öffentliche, was zugleich schön ist (und schön ist nur das, was nützlich ist für alle), mangelt hier gänzlich.“

Börnes Urteil über die Einwohner Frankfurts fällt ebenfalls wenig schmeichelhaft aus: der Mittelstand sei im allgemeinen treu und bieder; die höheren Stände dagegen seien engstirnig, auf ihren engen Horizont beschränkt und zu unflexibel, Dinge zu verstehen, die außerhalb davon lägen. Daß dies aber im allgemeinen nur für männliche Mitglieder der Gesellschaft gilt, macht er gleich darauf deutlich:

„Jene Beschränktheit teilen die Frauen nicht. Geist und Gemüt, Witz, Anmut, Lebendigkeit besitzen viele, und oft gesellen sie zu der Liebenswürdigkeit, die ihr eigenes Erbteil ist, auch den Teil davon, der ihren Männern gebührt.“

Wie sah das Reisen nun konkret aus, welche Beförderungsmittel standen Reisenden zur Verfügung?



*Die Thurn- und Taxis'sche Posthalterei war seit 1838 im „Roten Haus“ untergebracht, einem der vornehmsten Gasthöfe Frankfurts
Kat. Nr. B. 1.16*

Das gehobene Bürgertum konnte sich es leisten, in einer eigenen Kutsche zu fahren. Für die meisten Menschen war dies unerreichbar - es gab keine öffentlichen Verkehrsmittel im heutigen Sinne, um eine weite Fahrt unternehmen zu können. Die Landbevölkerung kam daher aus ihrem Dorf oder von ihrem Bauernhof oft nicht weg und sie blieb - zumindest bis zum Anfang des industriellen Fortschritts - die letzte Gruppe, die von den Rei-

semöglichkeiten Gebrauch machen konnte. Die Erweiterung der Reisemöglichkeiten für andere Schichten, die im frühen 18. Jahrhundert einsetzte, ging zunächst einmal an den Menschen auf dem Land vorbei. Erst mit der Entwicklung des Postwesens und eines regelmäßigen Postkutschendienstes änderte sich dies. Seit dem frühen 18. Jahrhundert beförderte die Post neben Paketen und Briefen auch Personen gegen Entgelt. Der gesamte Transportverkehr wurde nun zu festgesetzten Zeiten, auf festgelegten Strecken und unabhängig von der jeweiligen Tagesnachfrage abgewickelt.¹² Es gab die einfache Postkutsche sowie die sogenannte Extrapost, die schneller fuhr und teurer war. Die letztere wurde meist von Adligen benutzt. Die aristokratische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, die hauptsächlich mit eigener Kutsche reiste, konnte einer solchen Popularisierung natürlich nicht ohne weiteres zustimmen.

1764 sah sich James Boswell, der aus einem schottischen Adelsgeschlecht stammte, gezwungen, auf einer Reise von Potsdam nach Braunschweig - seinen permanenten finanziellen Nöten gehorchend - auf den „ordinären“ Postwagen zurückzugreifen. Um aber seine Standesehre zu retten, mußte er unter anderem Namen reisen.¹³

„Ein Jude und noch anderes Gesindel fuhr mit. Ich galt als ein französischer Kaufmann namens Sheridan aus Berlin.“ Kurz vor Braunschweig mußte Boswell dann eine neue Strategie anwenden und sein Pseudonym wieder aufgeben: „In Königslutter machte ich Halt, da ich für die letzte Strecke eine Extrapost bestellt hatte, um in Braunschweig standesgemäß einzuziehen.“

Den allgemeinen Zuspruch, den die Post durch ihre Öffnung für den Personentransport erfuhr, führte nicht immer zu einem positiven Urteil: Unter ausländischen Reisenden wurde im allgemeinen nicht gut von den deutschen Postillionen gesprochen. Sie galten als unfreundlich und unzuverlässig. Der Russe Nikolaj Karamzin schreibt hierzu: „Überall sprechen Reisende mit großer Indignation über die Grobheit der preußischen Postillione.“¹⁴ 1777 erließ deshalb sogar König Wilhelm II. eine Verfügung, in der festgelegt wurde, daß die Postmeister alle Reisenden mit großem Respekt behandeln sollten. Festgelegt wurde ferner, daß unterwegs nicht nach Gutdünken gehalten werden dürfe und kein Aufenthalt in einer Station länger als eine Stunde dauern solle. Aber Karamzin blieb verstimmt:

„Trotzdem blieben ihre Unverschämtheiten unerträglich. Sie hielten an jeder Kneipe, um ein Bier zu trinken und die bedauernswerten Reisenden konnten entweder sich damit abfinden oder ihnen Geld geben, damit sie weiterfahren.“

Der zweite Grund, warum eine Kutschenfahrt nicht sehr beliebt war, lag in der ständigen Gefahr, von Räubern oder Wegelagerern überfallen zu werden. Von einem solchen Überfall berichtet die romantische Dichterin Bettina von Arnim, die von Frankfurt aus zu ihrem Gut Wiepersdorf in der Mark Brandenburg fuhr: Es war an einem kalten Novemberabend 1829. Als sie durch Gelnhausen fahren, bleibt - „wie zufällig“, schreibt sie ironisch - ein Wagenrad in einem Loch in der Straße stecken. „Wie zufällig“, weil dies gerade vor einem der zahlreichen Gasthäuser der Stadt geschieht. Ungern bitten sie den Wirt, ihre Kutsche so schnell wie möglich reparieren zu lassen. Der aber bedauert - vor ein Uhr nachts würden sie nicht fertig werden. Inzwischen solle sie und ihre Kammerjungfer einen heißen Tee bei ihm trinken. Drinnen in der Stube erzählt er, wie vor kurzem in der Gegend zwischen Schlüchtern und Münster „eine schauerliche Spitzbubengeschichte sich arrivierte hätte“. Auch in der Zeitung wäre davon berichtet worden. Durch dieses Gebiet würde auch Bettina von Arnim noch fahren müssen. Ihr wird immer mulmiger zumute, aber sie will sich nichts anmerken lassen! Als der Wirt unbemerkt nach draußen geht und in ihren Wagen leuchtet, folgt sie ihm und ruft: „Herr Wirthl - was machen Sie da, ich glaub, Sie wollen den Spitzbuben zwischen Münster und Schlüchtern zuvorkommen! - gleich setz ich mich in den Wagen, lasse den Thee unberührt - bis die Pferde kommen. Die Kammerjungfer muß mit in die Schreckensnacht, so will es ihr Geschick.“¹⁵

Ob der Wirt hier wirklich etwas Böses im Schilde führte, oder eher die Phantasie und Einbildungskraft (die viele Werke der von Arnim prägt) eine Rolle spielt, wissen wir nicht. Als Frau ist sie aber eher eine Ausnahme innerhalb der Reisegesellschaft des 18. Jahrhunderts. Die neue „Reisewelle“, der sich das Bürgertum langsam anschloß, erfaßte Frauen nur selten. Der vielfach beschworene Bildungswert des Reisens und die mögliche Persönlichkeitserweiterung wurden männlichen Reisenden zugeschrieben, an alleinreisende Frauen wurde nicht gedacht. Im „Brockhaus“ von 1822 kann man dazu folgendes nachlesen:

„Im Allgemeinen unternehme nur der reifere, mit dem Geiste der alten und Classiker vertraute, ... einer oder mehrere Sprachen ganz kundige Jüngling eine Reise; sie sei ihm der Übergang aus der Studierstube zum praktischen Leben, der ihn zu einer freiem, lebendigem Ansicht der Welt führt.“¹⁶

Bäderreisen

Für die adligen Reisenden war es wichtig, sich in ihrer Art zu reisen von den langsam nachrückenden bürgerlichen Schichten abzusetzen. Hinzu kam, daß die Zeit der Napoleonischen Kriege Beschränkungen für Reisen ins Ausland brachte. Folglich war man auf Seiten des Adels gezwungen, sich neue Ziele im Inland zu suchen. In Deutschland waren viele Orte zu Kurorten ausgebaut worden. Mit dem besonderen Wasser ihrer heilenden Quellen konnte man sich von allerlei Beschwerden kurieren. Die bekanntesten und beliebtesten Badeorte waren: Baden-Baden, Wiesbaden und Karlsbad. Bald stand aber für die Badegäste nicht mehr der Heilerfolg an erster Stelle, sondern man freute sich darauf, in den Kurbädern seiner Vergnügungslust nachgehen zu können.

Dies geschah zum Beispiel während aus schweifender Ballnächte oder in den Kasinos. Auch die Strecke Frankfurt - Leipzig wird gesäumt von zwei Kurbädern - Bad Soden-Salmünster und Wilhelmsbad bei Hanau. Wie es im Wilhelmsbader Kurbetrieb zugeht, beschreibt der Schweizer Advokat Adolph Gysenhardt in den „Briefen eines Schweizers aus Hanau“¹⁷ Er hatte sich für die Dauer eines Rechtsstreits zwei Jahre dort aufgehalten. Einer

Freundin daheim in der Schweiz berichtet er, wer alles in Wilhelmsbad die Entspannung sucht: „Wundern Sie Sich nicht, meine Freundin, über die Zahl der Tausende.... Am zahlreichsten finden sich die Bewohner der berühmten Handlungsstadt Frankfurt ein: Einige, um sich von dem Bade Gesundheit und Stärke zu holen; ... viele vielleicht, die weder Gesundheit noch Erholung nötig haben, um gegen die verfolgende Geißel der langen Weile Zuflucht zu finden.“ An anderer Stelle schreibt Gysenhardt über die hervorragenden Heilkräfte der Quellen, die nach seinen Eindrücken außergewöhnlich sind: „Eine ganz ähnliche Palingenesie [= Wiedergeburt, d. Verf.] haben die Wunderkräfte dieses Bades noch neulich an einer kontrakten Matrone bewirkt, bei welcher es so weit gekommen war, daß man sie ins Bad tragen mußte, und die nach dreien Tagen zum freudigen Schrecken aller Anwesenden ohne Beihilfe die Treppe heruntergeschlichen kam.“

Die Wilhelmsbader Kuranlage war damals erst vor kurzem eröffnet worden und schon in aller Munde: „Man ist kaum über den wichtigsten Punkt, von dem guten oder bösen Wetter einig; so ist die erste Frage. Sind Sie lang nicht im Wilhelmsbade gewesen? Und das giebt dann einen so reichen Stoff zur Unterhaltung, daß selbst Freylein Ganß nicht mehr stumm bleibt, und Herr von Heinzenfeld ein Paar Alliter mehr spricht.“

Johann Gottfried Seume bevorzugte eine im 18. Jahrhundert sehr ungewöhnliche Reiseform: das Wandern zu Fuß. Im Jahre 1802 wanderte er von Leipzig nach Syrakus in Sizilien und nannte das Ganze dann „Spaziergang nach Syrakus"! Dadurch, daß er völlig ohne Hilfsmittel auskommen wollte, auf jeden Luxus verzichtete, der nicht in seinen Rucksack gepaßt hätte, konnte er die Natur oft mit anderen Augen sehen. Freilich konnte er nicht immer die schönen Landschaftseindrücke genießen, sondern mußte oft all seine Kräfte für die Strapazen des Wanderns mobilisieren. „Zwischen Fulda und Hünefeld drückte mir die Hitze furchtbar und der Durst war brennend, und auf meiner ganzen Wanderung habe ich vielleicht keine so große Wohltat genossen, als ich sodann links an der Straße eine schöne Quelle fand. Leute, welche einen guten Flaschenkeller im englischen Wagen mit sich führen, haben von dieser Erquickung keinen Begriff.“¹⁸

Seume mußte in seinem Leben aber auch unfreiwillig reisen. In Leipzig hatte er als Stipendiat ein Theologie-Studium aufgenommen, dieses aber abgebrochen und dann versucht, nach Paris zu „flüchten“. Bei Vacha fiel er in die Hände von Soldaten des Landgrafen von Hessen-Kassel. An die englische Regierung verkauft, mußte er im Unabhängigkeitskrieg gegen die amerikanischen Truppen kämpfen. Obwohl diese ungeliebte Soldatenzeit insgesamt fünf Jahre gedauert hatte, war ihm die Reiselust noch lange nicht genommen: Zwei Jahre später unternahm Seume seine Wanderung nach Sizilien und eine weitere führte ihn nach Finnland. Aus seiner Lieblingsbeschäftigung hatte er eine Philosophie gemacht:

„Wer geht, sieht im Durchschnitt anthropologisch und kosmisch mehr, als wer fährt.... Ich halte den Gang für das Ehrenvollste und Selbständigste im Manne, und bin der Meinung, daß Alles besser gehen würde, wenn man mehr ginge.“¹⁹ Seume störte es nicht, daß er mit seiner Ansicht ziemlich allein dastand. „Überfeine und unfeine Leute mögen ihre Glossen darüber machen nach Belieben: es ist mir ziemlich gleich-

*Die Brunnenallee in Wilhelmsbad
Gemälde von A. W. Tischbein, um 1870
Kat. Nr. C. 4.2*



gültig."²⁰

Handwerkerreisen

Der letzte Autor, der hier vorgestellt werden soll, war ein reisender Gerbergeselle: Johann Eberhard Dewald.²¹ Seine Wanderung im Sommer 1853 sollte ihn den Rhein entlang bis nach Ungarn führen. Von Mainz fuhr er mit dem Maindampfer nach Frankfurt. Hier war gerade Messezeit, und das wollte er sich nicht entgehen lassen! Außerdem war verabredet, daß er nach diesem Aufenthalt in Groß-Zimmern, im Odenwald „in Stellung“ gehen würde. Seiner Mutter schrieb er von dort, daß er es nicht lange aushalten würde. Der Meister sei geizig und unfreundlich. Genug zu essen gäbe es auch nicht. Also macht sich Dewald bald wieder auf den Weg. „Die Straße“ berührt er kaum auf seiner Route. Trotzdem ist es wert, seine Eindrücke von Frankfurt zu erfahren. Am Tag seiner Ankunft hatte die Messe noch nicht begonnen, und so war die Stadt bei diesem ersten Bummel noch etwas leerer. Insgesamt machte die Stadt am Main einen großen Eindruck auf ihn. Dewald hatte bis dahin noch nicht viele Städte gesehen, in denen das Bürgertum so einflußreich war. „Zwischen wohlgepflegten Gärten stehen dort an breiten Promenaden die schönsten, palastähnlichen Häuser. Durch die noch kahlen Äste sieht man bis an den Main hinunter, von dem vorüberfahrende Schiffer den Spaziergängern muntere Grüße zuriefen. Wahrlich eine schöne und lebendige Stadt, darin sich wohl leben läßt.“

Den nächsten Tag war Messeanfang. Dewald geht mit einem Bonner Wanderkameraden durch die Straßen; überall herrscht Trubel und um sie herum wird eifrig gehandelt - „sodaß man sein eigen Wort nit verstand.“ Die ganze Atmosphäre war neu und ungewohnt für ihn, aber voller Neugierde und Erwartung will er sich auf alles einlassen:

„Ich weiß nit, wie all das aufzählen, was ich da sah an schönen echten Ölgemälden, feinen Handarbeiten und Spitzen, Prellianten, Goldwaren ... Aus aller Herren Länder stammten die Waren: böhmische Glasschleifereien, Geldbörsen, aus bunter Seide und Klingelzüge, viel schöner, als die liebe Mutter dem Herrn Vater zum letzten Christfest einen gestickt.“ Man kann sich vorstellen, wie Dewald staunend auf dem Römerberg stand, wie ein Kind vor dem Weihnachtsbaum.

Die Reisenden, die hier zu Wort kamen, erfuhren alle (bis auf einen) die Strecke Frankfurt - Leipzig in dem doppelten Sinn, der in dem Wort „erfahren“ steckt: sie fuhren zum einen mit der Kutsche und zum anderen „mit ihrem Geist“. Die jeweils neue Umgebung haben sie mit positiven, teilweise auch mit negativen Gefühlen erlebt, in jedem Fall aber sehr intensiv und interessiert. Alle sammelten neue Erfahrungen. Das gilt auch für Johann Gottfried Seume: er war sich sicher, daß er mit seiner Art des Reisens die Welt noch intensiver erleben würde.

„Aepffel = Braten/Ofen = Hitzen/
auf der faulen Bärhaut schwitzen/
Bringt gewißlich schlechten Ruhm;

Wer sich waget nicht auf Reisen/
Zu erfahren fremde Weisen/
Bleibt der Dummheit Eigenthum“.²²

Anmerkungen

1 Zitiert nach: Der Millionenurlaub, Darmstadt 1979.

2 Alle Zitate aus Johann Heinrich Gottlieb Hermann, Bemerkungen auf einer Reise von Gotha nach Mainz bei Gelegenheit der Kaiser Krönung Leopolds II., Frankfurt - Leipzig 1791.

3 Allerdings hatte Hermann auch mit einer solch offenen, kritischen Bemerkung nichts für Leib und Leben zu befürchten. Sein Reisebericht war 1791 in Leipzig erschienen und damit in einer Region, in der das aufgeklärte Denken Deutschlands zuhause war und somit auch zur gesellschaftlichen Stellung der Kirche unterschiedliche Meinungen existierten.

4 Zitiert nach: M.F. Dickson, Souvenirs of a Summer in Germany, London 1836. Dt. Übers. in Hans Sarkowicz. So sahen Sie Hessen, Stuttgart 1988.

5 In einem der meistgelesenen Reisehandbücher der Zeit („Von den Vornehmsten Europäischen Reisen“, hg. v. Peter A. Lehmann) hieß es 1736: „Die Betrachtung der Sitten und Völcker giebt uns Gelegenheit an die Hand, nachzumachen, was sie Gutes an sich haben, und die Erkenntnis ihrer Fehler lehret uns, daß wir die unsrigen gleichfalls erkennen und vor selbigen uns hüten können.... Ein junger Mensch wird hinter dem Ofen nicht lernen, dem Vater-Lande ersprießliche Dienste zu leisten, wenn es nicht zuvor fremder Königreiche Staats-Maximen, deren Vortheile und Fehler, und wie sie die letzteren zu remediren suchen, erkannt hat.“

6 Vgl. Heiner Boehncke, Goethe in Malcesine, in: Neue Horizonte, Klaus Bergmann (Hrsg.), Solweig Ockenfuß, 1984.

7 Zitiert nach: Über Frankfurt und die Frankfurter, Berthold Hack (Hrsg.), Frankfurt 1968, S.32-34.

8 Ebd., S.38.

9 Zitiert nach: Skizzen einer Reise von Wien über Prag, Dresden, Leipzig ..., Wien 1831.

10 Zitiert nach: Ludwig Börne, Aufsätze und Erzählungen, Inge und Peter Rippmann (Hrsg.), Dreieich 1977.

11 „Transito“ bedeutet Durchgangsverkehr und bezeichnet damit auch Waren, die in einem Ort ankommen und dort auch gleich weiter verladen werden. Siehe dazu „Deutsches Wörterbuch“, von Jakob und Wilhelm Grimm, Bd. 21, München 1984, S.1239.

12 Ab wann genau die Post die Personenbeförderung übernahm, ist nicht bekannt. „Die Postkutsche präsentiert sich als bemerkenswerter ‚Sonderfall‘ der Verkehrsgeschichte. Anders, als der erste Aufstieg einer Montgolfiere (1783) oder die erste öffentliche Vorführung einer durch Dampfkraft in Bewegung gesetzten Eisenbahn (in Deutschland 1835) ist die erste Fahrt eines ordinären Postkutschenwagens historisch nicht dokumentiert.“ Vgl. Klaus Beyrer, Die Postkutsche, Tübingen 1985.

13 Zitiert nach: Boswells große Reise durch Deutschland und die Schweiz, 1764, Frederick A. Pottle (Hrsg.), Konstanz 1955, S.50.

14 Zitiert nach: Chr. Hibbert, Gentleman's Europareise, Frankfurt 1971.

15 Bettina v. Arnim, Ilius Pamphilius und die Ambrosia. Leipzig 1848, S.132-134.

16 Abgedr. in: Hiltrud Gnüg, R. Möhrmann (Hg.), Schreibende Frauen, Frankfurt 1989, S.105.

17 Entnommen dem Buch: Briefe eines Schweizers aus Wilhelmsbad, Hanau 1780.

18 Johann Gottfried Seume, Spaziergang nach Syrakus, München 1964.

19 Abgedr. in: Klaus Bergmann, 1984, S.22.

20 Ebd., S. 22.

21 „Biedermann auf der Walze“, in: Deutsche Selbstbiographien, München 1967.

22 Zitiert nach: Wolfgang Griep, Reisen und soziale Realität im 18. Jahrhundert, Bremen, 1983.